

„Was hätte ich Besonderes zu gestehen? fragte der Taschendieb. „Sie haben mich auf frischer That ertappt und ich mache darum kein Hehl daraus, daß ich gestohlen habe. Der Diebstahl ist mein Handwerk, — das ist mein offenherziges Geständniß!“

Pergon hielt ihm die Photographie vor die Augen und erwartete siegesbewußt die Wirkung dieses Manövers. Der Engländer ließ zwar ein erstauntes „Ah!“ ertönen, sein Antlitz zeigte jedoch keine besondere Verwirrung.

„Kennst Du dieses Portrait?“

„Ja,“ murmelte der Gefragte, „es ist dasjenige der Frau, die todt drüben liegt.“

„Und welche Du ermordet hast.“

„Ich habe sie allerdings als Leiche gesehen, nie aber lebend.“

„Du glaubst doch nicht gar, mir dergleichen vorzulegen zu können? Hättest Du sie nie gesehen, würdest Du ihre Photographie nicht in Deinem Taschensuche haben.“

„Meinen Sie das Taschensuche, welches Sie mir so eben abgenommen haben? Das gehört mir ja nicht.“

„Wem sollte es sonst wohl gehören?“

„Demjenigen, dem ich es kurz zuvor aus der Tasche gezogen habe.“

„Nicht übel erfunden,“ sagte Pergon ein wenig verdutzt, „doch dazu bedarf es der Beweise. Wo hast Du den Gegenstand gestohlen? Zu welcher Zeit? Und wie sah der Mann aus, dem Du es aus der Tasche genommen hast?“

„Ich habe es mir kurz vor meiner Verhaftung im Leichenhause angeeignet. Der Besitzer trug einen karierten Rock, einen schottischen Shawl, einen weichen, breitrandigen Filzhut und Handschuhe von grauem Pelzwerk,“ antwortete der Taschendieb, ohne sich zu befinden.

Auf diese unerwartete Antwort verlor Pergon's Gesicht die Farbe. Diese Antwort vernichtete eine Fülle vorzeitiger Hoffnungen, stürzte ihn aus all seinen erträumten Himmeln. Wie ein Ertrinkender, um sich zu retten, nach einem Strohalm hascht, suchte er sich zwar selbst zu überreden, daß der Engländer eine Lüge vorgebracht habe. Aber dessen schlagfertige Antwort war so ungezwungen, so natürlich, die Beschreibung des Anzuges des mutmaßlichen Thäters so zutreffend, daß ihm nichts übrig blieb, als die Wahrheit anzuerkennen.

„Ich räume ein,“ fuhr der Engländer fort, „daß ich in der Absicht nach Paris gekommen bin, um die Taschen zu visitiren. Auf den Boulevards ließ ich nichts machen, da die Kälte die Leute von den Straßen verschreckte. Da las ich in einem Kaffeehause die Nachricht, daß heute in der Morgue eine Ausstellung stattfände, die ganz danach angethan sei, die Aufmerksamkeit der feinen Welt auf sich zu ziehen. Ich kam also hierher und stieß, nachdem ich bereits mehrere glückliche Fänge gemacht hatte, auf den bezeichneten Herrn. Anfangs wollte ich ihn schon unbehindert passieren lassen, da ich aus seiner Kleidung entnehmen zu dürfen glaubte, daß ich bei ihm nur meine Zeit verlieren würde. Indeß fiel mein Blick auf seine Handschuhe, und diese veranlaßten mich, seine nähere Bekanntschaft zu suchen. Ich bemerkte, daß er seine Hand häufig prüfend an die rechte Seite seines Rockes legte. Leuten von Fach ist diese Bewegung, welche andeutet, daß der Betreffende daselbst ein werthvolles Portefeuille zu haben pflegt, bekannt. Er stand inmitten einer dichten Menge, gerade vor der Ermordeten und dachte in dem Augenblick nicht an seine Tasche. Er schien sehr aufgeregt und —“

„Es ist leider kein Zweifel mehr vorhanden,“ dachte Pergon. „Ich habe den wirklichen Thäter abermals entkommen lassen.“

Der Taschendieb fuhr fort:

„Ich nahm die Gelegenheit wahr, mit diesem Messer einen Einschnitt in seine Tasche zu machen. Ich konnte nur das Taschensuche unbemerkt herausziehen. Bald darauf wurde ich bei einem ähnlichen Kunststück verhaftet.“

Pergon hörte in seiner Aufregung die letzten Worte des Diebes nicht mehr. Er ließ den Gefangenen fortführen und wandte sich dann mit verzweifelungsvoller Miene an seinen Kameraden.

„Wir haben so eben den Mörder entwischt lassen; den Mörder, sage ich. Zener Spitzbube spricht die Wahrheit.“

„Nicht so voreilig; auf alle Fälle hast Du in dem Taschensuche mit dem Portrait der Pique-Dame einen Fund gemacht, aus dem sich, sei es mit Hilfe des Photographen, sei es auf andere Weise, Kapital herauszuschlagen läßt. Was enthält übrigens das gewünschte Taschensuche?“

Pergon nahm es zur Hand und durchsuchte die drei Taschen, die es enthielt.

„Hier sind fünf Banknoten, jede zu tausend Francs; das beweist, daß der Engländer nicht gelogen hat, denn die Taschendiebe tragen nie mehr Geld bei sich, als was sie bei Tage stehlen. — Doch, was sehe ich? — Eine Adresskarte, auf welcher sich zwei Namen befinden!“ Er zerrte seinen Kameraden aus dem

Bureau auf die Straße hinaus und rief, die Adresskarte hoch emporhaltend: „Der Mörder ist in meinen Händen! Hier steht sein Name!“

11. Kapitel.

Die Briestafche.

Seitdem Louis Lebrun das schöne und reiche Fräulein Gabriele Romont liebte, hatte kein Wölkchen das sanfte Dasein dieses glücklichen Brautpaares getrübt.

Sie hatten sich auf einem Ball getroffen und schon der erste Tanz war für ihr Geschick entscheidend gewesen. Gabriele gestand ihrer Mutter an demselben Abend, daß der junge Mann mit dem braunen Haar und den dunklen Augen ihr von allen Tänzern am besten gefallen habe und Louis säumte nicht, seinem Vater in aller Frühe einen Besuch abzustatten, um ihm mitzutheilen, daß Gabriele sein Herz gewonnen habe. Dem alten Lebrun war die angesehene Familie wohlbelannt und er wünschte seinem Sohne zu dieser vortheilhaften und ehrenvollen Verbindung von ganzem Herzen Glück. Schon Nachmittags begab er sich nach dem Landhause der Eltern des jungen Mädchens und hielt in höflichster Form bei ihnen um die Hand ihrer Tochter für seinen Sohn an. Das Ehepaar Romont fühlte sich durch diesen Antrag ebenfalls geehrt und sie sagten ihm, daß Gabriele ihnen im gleichen Sinne bereits ihr Herz eröffnet habe und daß Beide deshalb mit Freuden zu diesem Bündniß ihre Einwilligung erteilen würden.

Es ging also Alles erwünscht von Statten, und das junge Brautpaar hatte bereits nach halbjähriger Verlobung seine Hochzeit auf einen bestimmten Tag im März angelegt.

Louis war seines alten Vaters einzige Hoffnung, sein Trost, sein Leben. Eine vortreffliche Erziehung hatte ihn zu einem ernsten, nachdenklichen und arbeitsamen Mann herangebildet. Zwar war er zuweilen düster und verschlossen, allein ein einziges Lächeln aus den schönen Augen seiner Braut genügte, um seinen Unmuth zu verschleuen. Eines Abends saß er in einer Ecke der Wohnstube des prächtigen Landhauses seiner Braut gegenüber, und Madame Romont, die ihn bereits als ihren Schwiegerjohn betrachtete, griff nach einem Journal und schien das Liebesgespräch, welches die Verlobten flüsternd austauschten, gänzlich zu ignoriren. Plötzlich brach sie beim Lesen eines Artikels in die Worte aus:

„Also endlich! Es scheint, daß man dem Thäter der beiden geheimnißvollen Verbrechen in der Straße l'Alouette auf der Spur ist.“

„Welcher Verbrechen, Mutter?“ warf Gabriele zerstreut hin. Ihre Mutter unterbrach sie nämlich in dem Augenblicke, in welchem sie ihrer bevorstehenden Hochzeitsreise gedachte.

„Wie!“ äuferte die alte Dame verwundert, indem sie die Zeitung aus der Hand legte, „wie, es wäre Dir unbekannt, daß man eine schöne junge Dame erdolcht und einen Kaufmann erschlagen hat? Ich habe letzteren sehr wohl gekannt, es war der geachtete Kaufmann Bajard, der oft mit Deinem Vater, bei dem er Conto hatte, verkehrte. Finden Sie nicht auch,“ fuhr sie, zu Louis gewendet, fort, „daß die Pariser Polizei untüchtig ist, da sie solche Greuelthaten weder verhindern, noch auch die Mörder an's Licht zu ziehen vermag?“

„Sagen Sie aber nicht vorhin,“ beeilte der junge Lebrun sich, zu erwidern, „sagen Sie nicht, daß man den Mörder der armen Frau auf der Spur sei?“

„Liebe Mutter,“ rief Gabriele aus, „wozu diese Conversation? Laßt uns lieber von anderen Dingen reden. — Wie ist es mit dem Halsband?“ wandte sie sich lächelnd an Louis, „Du hättest es mir heute Abend mitbringen sollen, aber ich möchte darauf wetten, daß Du es vergessen hast.“

„Verzeihe mir, Gabriele,“ bat der junge Mann, der sichtlich verwirrt erschien, „ich war im Begriff, nach dem Juwelier zu gehen, als ein unerwartetes Hinderniß dazwischen trat.“

„Welches Hinderniß?“ fragte Gabriele schallhaft, „ich bestige ein Recht, es zu wissen.“

„Ich wurde durch einen Gerichtsfall abgehalten.“

„Diese Entschuldigung nehme ich nicht an.“

„Morgen werde ich meinen Fehler wieder gut machen und das erwähnte Halsband mitbringen.“

„Ich hoffe, mein lieber Louis,“ sagte Madame Romont, „daß Sie für den Brautschmuck nicht zu große Summen verwenden. Sie fangen Ihren Hausstand allerdings mit einem hübschen Vermögen an, aber die ächte Sparsamkeit verschwendet nichts. Ich bitte Sie darum, nicht —“

Diese Rede ward plötzlich durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen.

„Im Vorzimmer ist ein Mann,“ meldete derselbe, „welcher auf der Stelle mit Herrn Lebrun zu sprechen begehrt.“

„Ein Mann?“ wiederholte Louis, den diese unhöfliche Anmeldung eines Fremden, der ihm unbekannt war, unangenehm berührte.

„Ja, mein Herr, denn er ist sehr schlecht gekleidet.“

„Wahrscheinlich ein Bettler, nur kann ich mir

nicht erklären, was ihn bewogen hat, mich hier aufzusuchen.“

„Gleichviel, Louis,“ sagte Gabriele mit einem Anflug von Schmollen, das sie allerliebste Kleidete, „Du mußt Dich auf alle Fälle zu ihm begeben, um ihm eine Wohlthat zu erweisen.“

„Mein Herr, es ist kein Bettler,“ nahm der Diener wieder das Wort, „er giebt vielmehr an, Ihnen etwas sehr Wichtiges mittheilen zu müssen.“

Während er noch sprach, zeigte sich der Angemeldete in der geöffneten Thür. Derselbe hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Arbeiters im Sonntagsanzug.

„Wer hat Ihnen erlaubt, hier ohne Weiteres einzubringen?“ fragte der junge Lebrun, indem er sich ihm näherte, „wer sind Sie?“

„Entschuldigen Sie mich,“ antwortete der Unbekannte demüthig. „Habe ich die Ehre, mit Herrn Lebrun zu sprechen?“

„Ja, mein Herr,“ sagte die alte Dame, die eine Scene vermeiden wollte, „erklären Sie sich!“ Gleichzeitig deutete sie dem Diener an, sich zu entfernen.

„Was mich hierher führt, ist sehr einfach; ich habe vor Kurzem eine Briestafche gefunden, in der Geld vorhanden ist, — sogar viel Geld. Ich bin zwar nicht reich, aber ehrenhaft, und da sich in der Briestafche eine Adresskarte mit dem Namen: Madame Françoise Romont befand, sagte ich mir, Du gehst direct zu dieser Dame, anstatt, wie vorgeschrieben, den Fund der Polizei anzumelden.“

„Das nenne ich brav gehandelt,“ äußerte Madame Romont, „allein Sie irren sich. Weber meine Tochter, noch ich sind heute ausgegangen, können also folglich auch nicht die Briestafche verloren haben.“

„Dann gehört sie vielleicht dem Herrn Lebrun, — dieser Name befindet sich ebenfalls auf der Karte.“

„Ist es Deine Briestafche?“ fragte Gabriele.

„Nein, nein, — ich habe nichts verloren!“ rief der Gefragte.

„Das ist doch eigenthümlich,“ murmelte Gabriele, der es nicht entgangen war, wie sehr diese Frage ihren Bräutigam in Aufregung versetzte, und wandte sich dann an den Arbeiter:

„Wollen Sie uns die Briestafche zeigen, mein Herr?“

„Verzeihen Sie mir, Fräulein,“ versetzte er zögernd, „gewiß, ich setze nicht das geringste Mißtrauen in die hier Anwesenden, aber, — Sie begreifen, — ich könnte mich Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn ich sie an Jemanden anders, als an ihren rechtmäßigen Besitzer ausliefern.“

„Ist es eine Briestafche von englischem Leder?“ forschte Gabriele weiter.

„Ich weiß es nicht so genau, aber wenn Sie die Güte haben würden, mir die Farbe anzugeben.“

„Dunkelroth, mit goldenem Verschluss, worauf die Anfangsbuchstaben L und G eingravirt sind.“

„Die Beschreibung trifft auf ein Paar zu. Wissen Sie vielleicht auch, wie viel Taschen sie enthält?“

„Drei.“

„Ganz richtig. Und die Summe?“

Aus triftigen Gründen beantwortete Gabriele die letzte Frage nicht.

„Aber diese Briestafche gehört Dir, Louis,“ äußerte sie lebhaft. „Du hast es also schon vergessen, daß ich Sie Dir geschenkt habe?“

„Verzeihe mir, Gabriele,“ antwortete der junge Mann, „ich glaube nicht, konnte es nicht glauben, daß eben dieser Mann mir den Gegenstand wieder bringen würde, welcher —“

„Du hast also gänzlich Deinen Verlust ignorirt? — Keine Verstellung! Ich fand Dich bei Deiner Ankunft sehr niedergeschlagen, — o, mir entgeht nichts, — und ich werde Dir angeben, was die Briestafche enthält! Fünftausend Francs, den Preis für mein Halsband! — Ich zürne jetzt nicht mehr darüber, daß Du es mir nicht mitgebracht hast. Warum sagtest Du mir das nicht gleich?“ fügte das reizende Mädchen lachend hinzu.

Sie hatte nun ihre frühere Heiterkeit wieder gewonnen, da sie die Ursache der Niedergeschlagenheit ihres Bräutigams errathen zu haben glaubte.

„Fünftausend Francs,“ rief Madame Romont aus, „das ist ja eine beträchtliche Summe, und ohne den Herrn da, welcher uns hoffentlich das Vergnügen erweisen wird, eine gute Belohnung anzunehmen —“

„Was mich betrifft, Madame, so will ich nichts dafür haben. Es ist nur eine selbstverständliche Ehrlichkeit, daß ich abliefern, was ich gefunden habe. Mich belohnt der Gedanke, den Herrn vor einem bedeutenden Verlust bewahrt zu haben. Es war doch ein guter Einfall, daß ich mich heute nach der Morgue begab.“

„Nach der Morgue!“ fuhr Gabriele auf. „Wie, mein Herr, Sie hätten die Briestafche in der Morgue gefunden?“

„Nun, mein Gott, ja, — und es nimmt mich mit Recht Wunder, daß nicht Andere den werthvollen Gegenstand aufgehoben haben, da sich eine ungläubliche Menge neugieriger Zuschauer in der Morgue befand.“

(Fortsetzung folgt.)